Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige,
mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark,
mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.



Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaktion, Druck u. Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12–1
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag, den 3. Februar 1881. Nr. 56.

Deutschland.

Berlin, 2. Februar. Die „B. Land.-Ztg." erhält in Bezug auf den auch von uns erwähnten und zum Theil wiedergegebenen Aufsatz im „Militär-Wochenblatt" betreffend das Bayonnetgefecht von militärischer Seite folgende Bemerkungen:

„Der Aufsatz ist so gefaßt, daß der gut deutsch gesinnte Laie einen Schreck bekommt, wenn er ihn liest. Er kommt zu der Ueberzeugung, daß das Vaterland in Gefahr ist. Glücklicherweise ist dies aber nicht der Fall. Das „Militär-Wochenblatt" ist durchaus kein Organ des preußischen Kriegsministeriums. Sein verantwortlicher Redakteur ist der Oberst z. D. v. Loebell, dem eine Anzahl aktiver und inaktiver Offiziere Aufsätze zur Benutzung zuschickt. Also ähnlich wie bei jeder anderen Zeitschrift. Die Personal-Veränderungen in dem Heere empfängt das „Militär-Wochenblatt" vom Kriegsministerium quasi aus Gefälligkeit. Das Kriegsministerium hat sich seiner Zeit, als vor Jahren eine Aenderung in der Redaktion des „Militär-Wochenblattes" eintrat, ausdrücklich dagegen verwahrt, für Fehler in den Personalveränderungen einstehen zu können. Der literarische Theil steht aber in gar keiner Verbindung mit dem Kriegsministerium, wie oben schon angedeutet. Für das „Militär-Wochenblatt" arbeiten nun auch, wie überall, verschieden geeignete Leute: ältere und jüngere, ruhige und erfahrene, aber auch leicht erregte und weniger erfahrene Naturen, auch solche, die Gespenster sehen, wo sie nicht sind. Diese Mittheilungen werden nicht verfehlen, die Gemüther wieder zu beruhigen, die durch jenen Aufsatz in Schrecken gesetzt worden sind. Sie können die Gewißheit haben, daß das preußische Kriegsministerium in seiner steten Fürsorge für die Vortrefflichkeit des Heeres nichts schaffen wird, was ein „Nichterscheinen des angerufenen Geistes in der Noth" zur Folge haben würde."

— Die Holländer setzen Alles in Bewegung, für ihre Landsleute in Transvaal die Sympathien des Auslandes zu erwecken und die moralische Unterstützung maßgebender Staatsmänner zu gewinnen. Dieser Tage hatte, wie wir aus guter Quelle erfahren, der Pariser Korrespondent eines holländischen Blattes eine lange Audienz bei Gambetta; der Präsident der französischen Kammer hörte die Klagen, welche gegen die Engländer in ihrem Verhalten gegen die Boeren vorgebracht wurden, mit solcher Wärme an, daß er ein über das andere Mal die Worte ausstieß: „Das ist schändlich!" Gambetta entließ den Holländer mit der Versicherung seiner persönlichen Theilnahme für die Boeren.

Gleichzeitig hören wir, daß die deutschen Ansiedler von Whale Bay, dem nördlich vom Oranje-Freistaat gelegenen Landstrich, eine Petition an den Reichskanzler Fürsten Bismarck gerichtet haben, worin sie um Schutz bitten gegen die Ausschreitungen der jetzt in Fehde liegenden beiden Negerstämme, von denen dieses Gebiet bewohnt wird.

Straßburg i. E., 2. Februar. Der Landesausschuß hatte gestern Abend dem Statthalter Seiner Kaiserlichen Majestät ein Festmahl gegeben, welcher Einladung derselbe, obwohl leidend, gefolgt war. Während des Mahles brachte Herr Präsident Schlumberger auf den Kaiserlichen Herrn Statthalter einen Toast aus, in dem es u. A. hieß: Der Kaiserliche Statthalter hat in einer am 6. Dezember vor uns gehaltenen Rede mehrere Punkte seines Regierungsprogramms betont; diese Rede ist vom ganzen Lande und vom Landesausschusse mit großer Freude aufgenommen worden, und wie könnte es anders sein? Am Schlusse dieser Rede befinden sich folgende klare, wichtige und wohlthuende Worte: „Se. Majestät hat mich in das Land gesandt, Wunden zu heilen, nicht solche zu schlagen!" Das ist ja das Programm der Versöhnung, welches der Landesausschuß immer befürwortet hat, die Thaten sind dieser Rede vorangegangen und sind ihr gefolgt. — Der Statthalter erwiderte darauf mit folgenden Worten: Ich danke Ihnen, geehrter Herr Präsident, für die guten Worte, die Sie an mich gerichtet. Aus solchem Munde thut Anerkennung wohl und giebt mir Muth, mit Hoffnung im Herzen weiter zu arbeiten zur Erreichung des Zieles, das ich mir gesteckt; doch das führt mich weiter: auch in den öffentlichen Blättern wird mir Lob gespendet, aber neben den anerkennenden Worten, die mir zu Theil werden, ertönen dort gleichzeitig Klagen über die Beamten im Allgemeinen. Beides nebeneinander ist nicht vereinbar; habe ich nicht die Gabe, das Beamtenthum zu leiten, so bin ich meiner Stellung nicht gewachsen und verdiene kein Lob. Ausgesprochen habe ich den hiesigen Beamten beim Betreten des Landes, daß ihnen doppelte Verpflichtung obliegt; die allgemeine jedes Beamten, seine Kräfte dem Dienste zu weihen und die ganz spezielle, das deutsche Beamtenthum im wiedererworbenen Lande zu vertreten. Sie sollen eine Schule bilden, in welche junge Elsaß-Lothringer mit Lust und Liebe eintreten. Damals konnte ich kein eigenes Urtheil über die Beamten haben, heute habe ich es. Die Anschuldigungen gegen dieselben in der Allgemeinheit, in der sie ausgesprochen werden, sind nicht begründet. Meine Herren! Ich bin in der Armee großgezogen und altpreußisches Soldatenprinzip ist es, daß die Ehre und das Interesse der jüngsten Soldaten Ehre und Interesse des Generals sind, der sie kommandirt; er tritt für seine Untergebenen ein und diese thun es wieder für ihn. Dieses mir anerzogene Generalprinzip übertrage ich auch auf meine Verpflichtungen den Beamten gegenüber, die unter mir dienen und lasse mich nicht von ihnen trennen. Verdienen sie kein Lob, so kann ich keine Anerkennung beanspruchen. Und nun liegt mir noch eine Sache auf dem Herzen; ich könnte den geehrten Herren vielleicht am Schlusse ihrer Session darüber sprechen, aber da trete ich offiziell auf, da muß jedes Wort auf die Wagschaale gelegt werden; dann müßte ich ablesen, was ich in längerer Rede sagte. Das Ablesen geht einmal gegen meine Natur, ich kann nur frei sprechen und so nehme ich die Gastfreundschaft der geehrten Herren in Anspruch und bitte Sie um die Erlaubniß, hier zu sagen, was mein Denken beschäftigt. Erst vor Kurzem habe ich gehört, daß uns im Sommer Reichstagswahlen bevorstehen. Ich wünschte, der Termin wäre ein Jahr später, aber ihn zu ändern vermag ich nicht und vielleicht ist es gut, wenn die Entscheidung früher eintritt. In meinem ganzen Leben habe ich noch nichts mit Wahlen zu thun gehabt und gedenke auch, mich von jeder amtlichen Wahlbeeinflussung fernzuhalten. Einmal verlange ich selbst zu sehr die Respektirung meiner Selbstständigkeit, um nicht die der Wähler zu respektiren, und dann lehrt mich die Geschichte, daß das Durchsetzen sogenannter offizieller Kandidaten nichts nützt. Mir hat es immer großen Eindruck gemacht, daß Cromwell wiederholt Wahlreglements oktroyirte, zuletzt die ihm ergebensten Offiziere in das Parlament ernannte und doch genöthigt wurde, auch dieses Parlament aufzulösen. Bin ich aber einmal in die englische Geschichte gerathen, so will ich auch König Georg III. anführen, der, als ihm im Unterhause vorgeworfen wurde, daß er Einfluß auf das Oberhaus geübt, einfach fragte, ob er der einzige Engländer sein solle, der keine Meinung haben dürfe. Nun, eine Meinung über das, was bei den Wahlen im Interesse des Landes ist, habe ich mir auch gebildet und die spreche ich hier aus. Das Interesse von Elsaß-Lothringen erfordert seine volle Selbstständigkeit und die verfassungsmäßige Gleichberechtigung mit anderen deutschen Staaten. Durch Gefühls- und Rechtsdeklarationen läßt sich dies Ziel nicht erreichen, der einzige Weg, der dahin führt, ist die offene und loyale Anerkennung der Zusammengehörigkeit von Elsaß-Lothringen mit Deutschland. Das Interesse von Elsaß-Lothringen erfordert daher, daß achtbare, unabhängige Männer in den Reichstag gewählt werden, welche sich offen zu dieser Zusammengehörigkeit bekennen, denn wie die Dinge liegen, und wir können doch nur die faktischen Zustände ins Auge fassen, hängt die Entscheidung über die Gewährung weiterer Verfassungsrechte an Elsaß-Lothringen einzig und allein von dem Kaiser, den deutschen Souveränen und freien Städten und dem Reichstage ab. Ich bitte Sie nun, meine Herren, sich in den Fürstenrath und die Reichstagspflichten hineinzudenken. Ist da die Möglichkeit vorhanden, daß die Stimmen dahin gehen, Elsaß-Lothringen neue Machtbefugnisse in die Hand zu geben, wenn Anhänger der Partei in den Reichstag gewählt werden, welche die Beruhigung des Landes und die Aussöhnung mit den neuen Verhältnissen nicht will. Ich verdächtige nicht, facta loquuntur. Blätter, die noch heute Protest erheben gegen den durch Friedensschluß sanktionirten politischen Zustand des Landes, die immer wieder drucken, Elsaß-Lothringen seufze unter der Diktatur; es seien Gesetze in Elsaß-Lothringen oktroyirt, die bei der Kinder-Erziehung in die heiligsten Rechte der Familien eingreifen, tragen nicht zur Beruhigung des Landes, nicht zur Aussöhnung mit den neuen Verhältnissen bei, mit einem Worte, so lange Fürsten und Reichstag glauben, Elsaß-Lothringen wolle sich nicht offen und ehrlich an Deutschland anschließen, so lange wird es eine Unmöglichkeit, dem Lande volle Selbstständigkeit zu gewähren. Müssen sie das nicht glauben, wenn ihnen tagtäglich Artikel, wie „le moment decisif", „les lettres d'un simple bourgeois" und das Blatt vorgelegt werden, das einem geachteten Mitgliede des Landesausschusses es gewissermaßen zum Vorwurf macht, daß sein Sohn in der deutschen Armee dient. Meine Berichte, daß jene Blätter nicht die wahre Stimmung des Landes repräsentiren, geben allein kein Gegengewicht, sie bedürfen der Unterstützung der patriotischen Presse des Landes, und auf der anderen Seite, welchen Einfluß müssen jene Blätter auf die Reichstagswahlen üben, wenn ihnen gegenüber nicht Fahne aufgepflanzt und die Bevölkerung über ihre wahren Interessen aufgeklärt wird. Die Gerechtsame, welche dem Lande bis jetzt zugestanden sind, verdankt dasselbe nicht Oppositionsreden im Reichstage, sondern allein der patriotisch gemäßigten Haltung des Landesausschusses und den Männern, welche mit der Regierung in Verbindung getreten sind und welche — so ist die Welt — jetzt Verdächtigungen ausgesetzt sind. Ich kann versichern, daß ich den Herren der Autonomistenpartei, die mir näher bekannt geworden, dankbar verpflichtet bin, denn sie haben mich von Anfang an über die Bedürfnisse, Gefühlsstimmung und Rechtsauffassung des Landes aufgeklärt, und haben dies mit einer Offenheit und Selbstlosigkeit gethan, die ihnen meine volle Achtung erworben hat. Ich denke, es werden sich auch jetzt elsaß-lothringische Männer finden, welche den Muth haben, für die wahren Interessen des Landes offen und energisch einzutreten. Es liegt bei den Wahlen ja eine rein elsaß-lothringische Frage vor, die nichts mit den Gefühlen für die Vergangenheit, nichts mit der dankbaren Erinnerung an diese gemein hat, sie betrifft spezifisch elsaß-lothringisches Interesse — die Gestaltung der nächsten Zukunft des Landes. — Sprechen die Wahlen für den Anschluß an Deutschland, so ist der Schritt zur Fortentwickelung unseres Verfassungslebens gethan, sprechen sie dagegen, so liegen die Folgen auch auf der Hand; so fasse ich die Sachlage auf nach meiner Kenntniß der allgemeinen Verhältnisse und bei meinem warmen Interesse für Elsaß-Lothringen, mit dem meine eigene Stellung ja gewissermaßen verbunden ist, und so bitte ich Sie, geehrte Herren, die Bewohner Ihrer Bezirke über die Bedeutung der nächsten Reichstagswahlen aufzuklären und nun trinke ich aus warmem Herzen auf das Wohl der Mitglieder des Landesausschusses. Sie leben Hoch! und Hoch! und nochmals Hoch!

Ausland.

Paris, 31. Januar. Der Einfluß Gambetta's drückt sich kaum besser aus als in der Haltung, welche die „Republique Francaise" und das „Journal des Debats" neuerdings betreffs der auswärtigen Politik einnehmen. Von beiden Blättern hängt das erstere ganz, das andere theilweise vom Kammer-Präsidenten ab. Von der Zeit der Cherbourger Rede bis zu den Gemeinderathswahlen beobachteten sie ein vielsagendes Schweigen über auswärtige Politik, nicht einmal über das Schiedsgericht verriethen sie eine Meinung. Nunmehr, da Barthelemy St. Hilaire's Vorschlag in's Wasser gefallen, besteigen sie beide wieder das Roß der hohen Politik, und auf den armen Minister des Aeußeren fallen die Schläge hageldicht. Auguste Jacquot deutet heute an, daß man am 20 Dezember das Scheitern des Schiedsgerichts im „Journal des Debats" vorausgewußt habe; die „Republique" aber wird spöttisch und satirisch und sieht in den Schritten Barthelemy's mehr den jugendlichen Eifer eines Publizisten als die Reife eines Staatsmannes. Jedenfalls hat sich Barthelemy St. Hilaire alle Mühe gegeben, die Verantwortlichkeit Frankreichs den Griechen gegenüber aus der Welt zu schaffen und die Berliner Konferenzbeschlüsse auf den Werth bloßer Rathschläge zurückzuführen. Daß die Friedensworte Gambetta's bei der Kammereröffnung nur einen bedingten Werth hatten, ergiebt sich aus einer Rede Spuller's in Vitry-le-Francais: Spuller ist der Kommentator Gambetta's; er harrt auf den Posten des Auswärtigen und bereitet sich durch gelegentliche Ausflüge in die äußere Politik darauf vor. Spuller sprach also vom Frieden, läßt aber einfließen, daß „unser Frankreich, dem die Zukunft lächelt, nichts von seinen edlen und großmüthigen Gefühlen aufgegeben hat. Wir wollen allerdings den Frieden ohne Ueberhebung, aber nicht ohne Hoffnung." Das heißt, „nicht ohne Hoffnung auf die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens!"

London, 2. Februar. Ueber die Niederlage der Engländer liegen aus englischen Quellen folgende neuere Nachrichten vor:

Wenn die Vernichtung des 94. englischen Regiments als eine Ueberrumpelung angesehen werden mußte, so kann bei dem Treffen von Langs-Nek nicht davon die Rede sein. Das 94. englische Regiment hatte knapp Zeit, sich in Gefechtsordnung aufzustellen, dann war die von den Boeren gegebene Bedenkzeit verstrichen und Joubert führte seine Leute zum Angriffe. Anders bei Langs-Nek. Zwei Tage dauerten, während die feindlichen Parteien sich gegenseitig im Auge behielten, die Vorbereitungen zum Angriffe; Holländer wie Engländer hatten hinreichend Zeit, ihre Nerven zu stählen. Wie man der „Daily News" telegraphirt, konnte von Colleys Lager aus die Stellung der Bauern vollständig überblickt werden, und diese gaben sich nicht die geringste Mühe, sich zu verbergen. Ebenso aber konnten die Boeren von ihrer höher gelegenen Stellung aus die Annäherung der Engländer auf's Genaueste überwachen; sie sahen die dunkelgrüne Masse der 60. Schützen sich zur Rechten ihrer Stellung (der britischen Linken) bewegen und die Scharlachröcke der 58er auf ihrer eigenen Linken sich zum Sturme formiren. Ihr einziges Mittel, den Angriff abzuschlagen, bestand in dem richtigen Gebrauch ihrer einzigen Waffe, d. h. ihrer vorzüglichen Präzisions-Karabiner. Ueber die Art und Weise, wie sie sich dieser Waffe bedient haben, sind die englischen Blätter des Lobes voll. Die überstarke englische Artillerie bewarf während einer vollen Stunde die Stellung der Boeren mit Granaten und Raketen, ehe ein einziger Gewehrschuß abgefeuert wurde. Die Bauern besaßen nicht eine einzige Kanone, um das Feuer der Engländer zu erwidern, die englische Artillerie und derjenige Theil der englischen Truppen, der mit heiler Haut davonkam, ist gar nicht in den Bereich ihrer tödtlichen Handfeuerwaffen gekommen. Und was es heißt, unter einstündigem heftigen Granatfeuer eine Truppe, die selbst keinen Schuß abfeuern darf, in gehobener Stimmung zu erhalten, in solcher Stimmung, daß in der entscheidenden Minute der Arm um keines Haares Breite zittert, welcher Grad, sei es von moralischer Kraft oder von langjähriger militärischer Schulung, dazu gehört, das weiß vielleicht blos der Soldat von Fach zu beurtheilen. Die Engländer hofften sehr stark auf den moralischen Eindruck ihres Artilleriefeuers. Der erste reitende Bote, den sie nach Newcastle, der Grenzstadt Natals, absandten, brachte die Nachricht, daß die Boeren sich zerstreuten, weil die englischen Raketen ihre Pferde scheu gemacht und allgemeine Verwirrung hervorgerufen hätten. Dem war nicht so, die Boeren warteten blos ihre Zeit ab. Des Weiteren berichten die englischen Blätter: „Die angegriffene Stellung war überaus stark; schweres Geröll war über die Heide zerstreut, hinter welchem der Feind vollständig Deckung fand. Die Artillerie konnte ihn nicht zum Weichen bringen. Unsere Truppen gingen ruhig vor und warfen die feindlichen Plänkler zurück. Als sie den Hügel zur Hälfte erstiegen, wurden sie von einem unsichtbaren Feinde auf beiden Flanken mit einem mörderischen Feuer empfangen. Da die Boeren geübte Schützen sind, so traf jede Kugel ihren Mann. Die Offiziere waren niedergeschossen, ehe der kritische Augenblick eingetreten. Die Soldaten kämpften gut, allein ihre Munition war verschossen; da die Verstärkungen ausblieben, waren sie genöthigt, sich zurückzuziehen. Jetzt stürzten die Boers aus ihren Schlupfwinkeln und verfolgten die Truppen bis in die Nähe des Lagers." Während des Rückzuges der Engländer kam es fortwährend zum Handgemenge; die Bauern setzten auf beiden Flanken die Verfolgung bis dicht hinter das Lager fort. Die Geschütze der Engländer waren rechtzeitig zurück

zogen worden. General Colley sandte nun einen Parlamentär mit der Parlamentärflagge hinaus, um einen Waffenstillstand behufs Beerdigung der Todten und Herbeischaffung der Verwundeten zu gewähren. Diese Bitte wurde ohne alle Umstände bewilligt. Ein englischer Arzt half den Boeren bei den Verwundeten. Der Verlust der Engländer beläuft sich auf ein Viertel von Colleys ganzer Mannschaft. 169 Infanteristen und 30 Reiter sind todt oder gefangen, 80 sind verwundet. Allein die fünf Kompagnien, welche den Hauptangriff unternahmen, verloren 181 Mann (von wahrscheinlich 400), darunter alle Offiziere. Die Verwundeten wurden von den Boeren vortrefflich gepflegt und dann den Engländern ausgeliefert. Sie sollten am Tage nach dem Treffen nach Newcastle befördert werden; die Todten wurden auf dem Platze beerdigt.

Provinzielles.

Stettin, 3. Februar. In Uebereinstimmung mit der Rechtsprechung des ehemaligen preußischen Obertribunals hat das Reichsgericht, I. Hülfssenat, durch Erkenntniß vom 17. Dezember v. J. für den Geltungsbereich des preußischen Grundeigenthums-Erwerbs-Gesetzes vom 5. Mai 1872 den Rechtssatz ausgesprochen, daß mündliche Nebenabreden zu einem schriftlichen Grundstücks-Kaufvertrage auf Grund der sodann erfolgenden Auflassung klagbar sind, daß also auf derartige Fälle die im Preuß. Allg. Landrecht enthaltene allgemeine Bestimmung, daß mündliche Nebenabreden neben dem schriftlichen Hauptvertrage nicht zu berücksichtigen seien, keine Anwendung findet.

— Nach den Bestimmungen des Jagdschongesetzes vom 26. Februar 1870 dürfen in diesem Monat geschossen werden: Männliches Roth- und Damwild, Rehböcke, Auer-, Birk- und Fasanenhähne, Enten, Trappen, Schnepfen, Sumpf- und Wasservögel. Dagegen sind mit der Jagd zu verschonen: Weibliches Roth- und Damwild, Wildkälber, Ricken, Rehkälber, der Dachs, Hasen, Rebhühner, Auer-, Birk- und Fasanenhennen, Haselwild und Wachteln.

— Der Bürgermeister Möller in Sülze bei Tribsees ist seit einigen Tagen flüchtig und hat derselbe dem Vernehmen nach Unterschlagungen und Schulden im Betrage von über 50,000 M. hinterlassen. Wie nun mitgetheilt wird, ist M. bereits in Schwerin verhaftet worden, und zwar in dem Augenblicke, als derselbe beim dortigen Ministerialrath seine Aufwartung machte.

§ **Zempelburg**, 31. Januar. Um 3 Uhr Morgens weckte heute ein gewaltiger Feuerlärm unsere Bevölkerung aus tiefem Schlafe. In lichten Flammen stand die Mahlmühle des Besitzers Rennwans am Sempolnaflüßchen hier, welche auch bis auf den Grund niederbrannte. Ein Müllerbursche rettete durch einen kühnen Sprung durch das Fenster sein Leben, während ein Geselle mit verbranntem Haar und im bloßen Hemde, ohne Fußbekleidung, mitten durch die Flammen sich hindurcharbeitete. Die Mühle selbst ist gut versichert, aber es ist viel Korn verbrannt, welches Eigenthum blutarmer Menschen war. Der Windstille bleibt es zu danken, daß die nahe Schneidemühle desselben Besitzers von dem rasenden Elemente nicht mit erfaßt wurde. Die Art und Weise der Entstehung des Feuers ist zur Zeit noch nicht bekannt.

Vermischtes.

— In einer Zeit, wo die Klagen über die Theuerung und die Unzulänglichkeit der Lebensmittel täglich zunehmen, dürfte es nicht unangebracht sein, auf ein Nahrungsmittel hinzuweisen, welches wie kein Anderes Nährwerth, Wohlgeschmack und praktische Zubereitungsart bei hervorragender Billigkeit in sich vereint. Weder vom Fleische, noch von der Kartoffel oder dem Brode, kann der Mensch allein auskömmlich leben, er kann dies aber von der „Erbswurst." Rühmlichst bekannt aus dem Kriege 1870/71, ist dieselbe seit jener Zeit in einer Weise vervollkommnet, daß sie auch einem verwöhnteren Geschmack ausreichend Rechnung trägt. Die Erbse, an und für sich von allen Leguminosen das volksthümlichste und beliebteste, ist in der Erbswurst von allen unverdaulichen Stoffen — Hülsen 2c. — befreit und giebt mit Speck, den nöthigen Gemüsen und Gewürzen versehen, eine so wohlschmeckende, leicht verdauliche Speise, daß diesem Fabrikat in seiner hohen Verbesserung ein großer Absatz auf dem Lebensmittelmarkte gewiß sein dürfte. Nicht zu übersehen ist hierbei noch die große Ergiebigkeit der Erbswurst, die sie gerade für die weniger bemittelten Klassen zu einem hervorragend wichtigen Nahrungsmittel macht. Ein Pfund Erbswurst genügt für mehrere Mahlzeiten, da dasselbe circa 4 Liter oder 16 Teller einer nahrhaften, wohlschmeckenden, mit Speck durchsetzten Suppe giebt. Unter den zahlreichen Gutachten, welche der Konservenfabrik von O. Dennerlein u. Co., Berlin, Schöneberger-Straße 19, zugegangen sind, finden wir auch diejenigen der Spitzen dreier verschiedener Kreise, die als durchaus unparteiisch und empfehlend betrachtet werden müssen. Von militärischer Seite ein Gutachten Sr. Excellenz des General-Feldmarschalls Grafen von Moltke, von Seiten einer Civilbehörde ein Gutachten der Direktion des Berliner Arbeitshauses, sowie der Direktion der städtischen Armen-Speisungs-Anstalten und ein wissenschaftliches Gutachten des vereideten Chemikers Dr. Ziureck in Berlin. Allen Anstalten oder Vereinen zur Speisung und Unterstützung der Armen während der Wintermonate kann die Erbswurst, sowie die sonstigen Suppen-Fabrikate der Herren O. Dennerlein u. Co. in Berlin nur willkommen sein.

— Wie eine Mutter ihr Kind entführen will. In einer Berliner Gemeindeschule erschien eine Frauensperson und bat, „als Mutter", ihr Kind sprechen zu dürfen. Kaum tritt das etwa zehn Jahre alte Mädchen heraus, so wirft ihm schon die Frauensperson ein Tuch um und bittet, mit ihr nach Hause zu „entfliehen", sie sei „seine Mutter." Das Mädchen protestirt heftig gegen solche Verwandtschaft, so daß der Lehrer darauf aufmerksam wird und dasselbe befreit. In der That war die Frauensperson des Kindes Mutter, ohne daß es das Kind bis zu diesem Augenblicke wußte. Sie hatte nämlich das Kind in einem Alter von 4 Wochen ausgesetzt, fremde Leute hatten sich seiner angenommen und, da es ihnen rechte Freude machte, stets als das ihrige betrachtet. Im wahren Sinne des Wortes waren sie ihm Vater und Mutter, niemals hat es etwas über seinen Ursprung erfahren. Auf irgend eine Weise mußte wohl die Frauensperson den Aufenthalt des Kindes erfahren haben und suchte es nun in dieser Weise zu entführen.

— Das „Kleine Journal" erzählt unter der Devise „Ernst ist das Leben — heiter ist die Kunst" folgendes Histörchen: Zwei der beliebtesten Berliner Mimen, die Herren K. und W., haben sich trotz der „verkrachten" Theaterzeiten noch so viel Humor zu bewahren gewußt, daß sie in der vergangenen Woche einen lustigen Streich übermüthiger Laune verüben konnten, der lebhaft an den kleinen Schwank „Ein Stündchen im Theaterbureau" erinnert und der dazu bestimmt war, K., dem jüngeren der beiden Menschendarsteller, zu einem heiß ersehnten Ziele zu verhelfen, und die lustigen Käuze haben, wie wir gleich vorweg bemerken wollen, ihren Zweck vollauf erreicht. K. hatte das Glück, eine junge, hübsche, nicht ganz unbemittelte Wittwe kennen zu lernen und schmachtete alsbald in den Fesseln der schönen Frau. Die Angebetete war auch der geplanten Verbindung mit dem genialen Künstler durchaus nicht abhold, machte aber ihr Jawort davon abhängig, daß die Bewilligung zur Heirath von ihrem bejahrteren Bruder erlangt würde, von dem sie in ihrer Vermögenslage etwas abhängig war. Dieser aber, ein behäbiger Rentier, wollte nichts davon wissen; er gab dem Mimen bei einem Besuch nicht undeutlich zu verstehen, daß er vom Schauspielervolke nicht viel halte. Erstens, meinte er, hätten alle Komödianten jetzt das „Krachfieber" und zweitens wären die „Brüder" auch bei normalen Zeiten nicht im Stande, „einen Hund hinter dem Ofen hervorzulocken". Der so schmeichelhaft Abgewiesene ersann nun mit einem Kollegen, der zufällig mit dem Bruder in einem Hause wohnt, einen Plan, um den im Grunde gutmüthigen und jovialen alten Herrn umzustimmen. K. erschien hintereinander in allerlei Verkleidungen, die er bei dem im Hause wohnenden Kollegen wechselte, bei dem „Künstlerhasser" — der mehrere Kommunalämter verwaltet — und wußte in Maske und Spiel so vortrefflich seine Rollen durchzuführen, daß der Alte ihn nicht nur nicht erkannte, sondern auch Mund und Nase aufsperrte, als er hörte, den ganzen Vormittag von ein und derselben Person genarrt worden zu sein. Der Alte, der sich viel auf seine Schlauheit zu Gute that, war später sehr kleinmüthig und ließ nur nebenbei so die Frage fallen, was denn jetzt so ein Schauspieler das Jahr verdiene. Wie groß aber war sein Staunen, als er hörte, daß K. ein lebenslängliches Engagement an einem kleinen Hoftheater (Sigmaringen) erhalten habe, mit welchem eine feste Gage von 3000 Thalern verbunden sei. Unter solchen Umständen, meinte er schmunzelnd, hätte er allerdings gegen die zweite Verbindung der Schwester nichts mehr einzuwenden, denn die Schauspieler heut zu Tage wären ja „ganz verfluchte Kerls!"

— Der Riese Drasal — der demnächst auch Stettin mit seinem Besuche erfreuen wird — gab am Sonntag Vormittag — so erzählt die „Nat.-Ztg." — in Castan's Panoptikum Veranlassung zu einer äußerst komischen Szene. Bekanntlich haben die Besitzer dieses Etablissements seit einigen Jahren damit begonnen, ihrem Unternehmen auch eine ethnologische und anthropologische Seite hinzuzufügen und, wo es anging, Abformungen und Wachsnachbildungen fremder Völkertypen, u. A. auch der Nubier, Lappländer 2c. anzufertigen und auszustellen. Auch die Vorführung des Riesen Drasal gehörte in dieses Gebiet, und hatte sich Professor Virchow auf Ersuchen des Herrn Castan bereit erklärt, den Riesen vorschriftsmäßig wissenschaftlich zu messen, wie dies s. Z. auch mit den im Zoologischen Garten vorgeführten Personen geschehen war. Zur Ausführung der Messung war der Sonntag Vormittag bestimmt, und der berühmte Gelehrte fand sich mit einem seiner Assistenten und Diener nebst den nöthigen Meßinstrumenten ein, während Drasal, gehörig vorbereitet, seine Einwilligung gegeben hatte, sich der einfachen Prozedur zu unterziehen. Soweit ging Alles gut, und der Riese beantwortete auch recht gemüthlich die Fragen, welche Herr Virchow ihm vorlegte. Zufällig aber zeigte Herr Castan dem Gelehrten den Wachsabdruck der Riesenhand eines russischen Trompeters, sowie die Gypsmodelle des Ober- und Unterschenkelknochens des verstorbenen Murphy, der bekanntlich gleichfalls der größte Mann seiner Zeit gewesen war, vor. Kaum hatte Drasal auf diese Gegenstände einen Blick geworfen, als er aus Auerbachs Keller, wo die Szene stattfand, Reißaus nahm und mit einem wahren Siebenmeilenstiefelschritt in den Restaurationssaal flüchtete, wo er zu Füßen der noch von der Weihnachtsausstellung her bekannten wächsernen Riesentochter, welche den Gulliver auf ihrer Hand balancirt, Platz nahm und mit allen Zeichen der Erregung seinem Schrecken über die „Schkeletter und Beinerchens" Ausdruck gab. Vergebens war alles Parlamentiren seines Führers und des Herrn Castan, der Riese grollte, setzte sich, von einer dichten Menge der Besucher umgeben, an einen Tisch, ließ ein Glas Bier wie einen Tropfen in seine Kehle rinnen und schwor, daß ihn den ganzen Tag kein Mensch mehr an jenem Tische in Auerbachs Keller sehen würde, auf dem die vermaledeiten Gipsmodelle gelegen hätten. Während dessen war Herr Professor Virchow mit Vorbereitungen beschäftigt und erwartete sein Meßobjekt. Wir waren, erzählt ein Zuschauer, neugierig genug, zu beobachten, welcher von den Beiden nachgeben würde, und es dauerte gar nicht lange, bis die Sache sich entschied. Als man dem Gelehrten die knieschlotternde Angst des Goliath meldete, steckte er ruhig lächelnd sein Kraniometer wieder ins Etui und überließ ihm das Feld. Mit dem gestrigen Tage hat der Riese unsere Hauptstadt verlassen, er wird aber voraussichtlich in 14 Tagen wieder hierher zurückkehren.

— Ueber eine wunderbare Auferstehung wird aus Bukarest das folgende abenteuerliche Geschichtchen vermeldet: „Im Laufe der letzten Woche wurde die Gemeinde Roteschti im Bezirke Buzeu von einer heftigen Blattern-Epidemie heimgesucht, welcher zahlreiche Menschenleben zum Opfer fielen. Unter den von der mörderischen Seuche Hingerafften befand sich auch das blühende Töchterchen eines wohlhabenden Kaufmannes, welches kurze Zeit vor dem Tage, an welchem es dem Erwählten seines Herzens die Hand vor dem Altare reichen sollte, von der Krankheit ereilt wurde. Die Eltern des Mädchens beschlossen, das Kind, altem Gebrauche gemäß, im vollen Brautschmuck, mit der bräutlichen Krone auf dem Haupte und der aus goldenen Schaumünzen gefertigten Brautkette um den Hals, ins Grab senken zu lassen. So geschah es auch, zum großen Leidwesen einiger Theilnehmer am Leichenbegängnisse, welche insbesondere für die Goldmünzen gerne eine praktischere Verwendung gesucht hätten. Um letztere nun dennoch zu ermöglichen, faßten die betreffenden Individuen den Plan, die Leiche auszugraben und des Goldschmuckes zu berauben. In stiller Nacht wurde das Grab geöffnet; doch getraute sich keiner von den Strolchen, der im geöffneten Sarge liegenden Leiche den Kopf emporzuheben, um die Kette vom Halse nehmen zu können. Endlich faßte Einer von ihnen den Muth, stieg in das Grab, hob den Oberkörper des Mädchens empor und versetzte diesem, um seine Kourage in ein recht günstiges Licht zu setzen, einen Schlag in den Nacken. Doch man denke sich den Schrecken der Gaunersippe, als die Todtgeglaubte sich nun vollends aufrichtete und an die Leichenräuber die Bitte richtete: „Tödtet mich nicht!" Von panischem Entsetzen gepackt, flohen die Angeredeten, das nur scheintodt gewesene Mädchen seinem Schicksale überlassend. Doch fand dieses Kraft genug, aus dem Grabe zu steigen und sich bis zum nahen Pfarrhofe zu schleppen, wo es erschöpft zusammensank. Die Freude der Eltern, als sie Kunde von dieser Auferstehung der geliebten Tochter erhielten, kann man sich denken; sie wurde noch erheblich gesteigert, als sich das Mädchen in wenigen Tagen außer Gefahr befand und einer glücklichen Genesung entgegensieht.

— In **Warschau** ist am Sonnabend der Kassenbote des dortigen Bankhauses Wilhelm Landau angefallen und eines Betrages von 120,000 Rubel russischer Noten beraubt worden. Der Räuber, der den 70 Jahre alten Kassenboten schwer verwundet hat, ist mit der Beute entkommen und vorläufig noch nicht ermittelt. Der dem genannten Hause verursachte Schaden ist zwar sehr beträchtlich, doch ist die Firma Wilhelm Landau eine der reicheren in Warschau und wird den Verlust verschmerzen können, selbst wenn es ein definitiver sein sollte. Die Versendung russischer Noten, welche in dem Warschauer geschäftlichen Verkehr naturgemäß eine sehr bedeutende Stelle einnimmt, geschieht unter eigenthümlichen Modalitäten, die in dem besprochenen Fall auch veranlaßt haben, daß eine so große Summe geraubt werden konnte. Die russische Post nimmt für die Beförderung und Versicherung von Geld und Noten so überaus hohe Gebühren, daß die Warschauer Häuser die zu versendenden Noten an einzelne bestimmte Firmen übergeben, welche dann gegen Provision aber auch auf eigene Gefahr die Noten in größeren Beträgen durch eigene Boten über die Grenze befördern. So sollte auch in dem oben erwähnten Falle der Kassenbote der Firma Wilhelm Landau 120,000 Rubel Noten, welche für verschiedene Warschauer Firmen zum Versand eingeliefert worden waren, nach Kattowitz befördern. Der Raubanfall erfolgte in dem Moment, als der Bote das Komtoir der Firma durch den hinteren Ausgang verließ, und man muß daher auch wohl annehmen, daß dem Raubanfall aus dem Geschäftspersonal des Hauses heraus Vorschub geleistet worden ist.

Telegraphische Depeschen.

Paris, 2. Februar. Die „Republique francaise" führt in einem Artikel aus, die von der Berliner Konferenz getroffenen Entscheidungen hatten den Zweck, das Friedenswerk des Kongresses zu konsolidiren. Die Türkei müsse sich vor den Entscheidungen Europas beugen, welches das Land gerettet habe, indem es den Berliner Vertrag an die Stelle des Vertrages von San Stefano gesetzt habe. Die Türkei suchte seit zwei Jahren sich ihren Verpflichtungen in Betreff der griechischen Grenze zu entziehen. Es ist sehr bedauerlich, daß die Türkei ermuthigt worden sei, den weisen Rathschlägen Europas Widerstand zu leisten. Nichts werde das europäische Konzert verhindern, in Konstantinopel durch Vermittelung der Botschafter eine friedliche Lösung wieder in die Hand zu nehmen, welche niemals zweifelhaft sei, so lange die Diplomatie der Mächte bei der Kollektivaktion bleibe, welche auf die Berliner Konferenz gefolgt sei. Die Initiative einzelner Mächte dagegen würde nicht zu diesem Resulate beitragen

Paris, 2. Februar. Die Linke der Deputirtenkammer hat einstimmig beschlossen, den Minister des Auswärtigen Barthelemy St. Hilaire bei der für morgen beabsichtigten Interpellation zu unterstützen. Die Versammlung erklärte die Interpellation für inopportun und beschloß eine Tagesordnung anzunehmen, in welcher dem besonderen Vertrauen zu dem Minister des Auswärtigen Ausdruck gegeben wird.

Rom, 2. Februar. Die „Italia" meldet, in Albanien sei eine Revolution ausgebrochen. Vier albanesische Bataillone desertirten nach den Bergen. Die Führer der albanesischen Liga ließen alle türkischen Beamten verhaften, die Waffendepots mit Beschlag belegen, die Telegraphendrähte durchschneiden, die Station Skupo besetzen. Veranlassung zu der Revolution soll die Verhaftung Hodos Pascha, Bibdodas und Abdul Beys gewesen sein.

London, 2. Februar. Vor dem Schlusse der heute Vormittag zu Ende gegangenen Sitzung des Unterhauses kündigte der Premier eine Resolution gegen die Obstruktion für morgen mit dem Hinzufügen an, daß er die Dringlichkeit für dieselbe beantragen werde.

In der heutigen Nachmittags-Sitzung des Unterhauses waren die Tribünen überfüllt. Parnell will das Verhalten des Sprechers vom heutigen Vormittag in Frage stellen. Der Sprecher erklärt, die Frage seines Verhaltens sei keine Privilegienfrage, Parnell habe daher seinen Antrag vorher anzumelden. Sullivan beantragt die Vertagung des Hauses, damit der Sprecher in den Stand gesetzt werde, nach Präzedenzfällen zur Rechtfertigung seines Verhaltens zu suchen. Die sehr animirte Diskussion dauert fort.

London, 2. Februar. Unterhaus. Im weiteren Verlaufe der Nachmittags-Sitzung sprach sich der Premier Gladstone gegen einen Antrag auf Vertagung aus und erklärte, die Zeit sei nunmehr gekommen, wo es sich gezeigt, daß die Tyrannei der Minorität nicht länger zu dulden sei. Northcote bekämpfte ebenfalls den Antrag auf Vertagung, welcher Antrag von vielen unterstützt wurde. Die Debatte über den Antrag auf Vertagung des Hauses wurde den ganzen Nachmittag hindurch von den Irländern fortgesetzt. Schließlich wurde der Antrag mit 278 gegen 44 Stimmen abgelehnt. Die Sitzung wurde hierauf der für die Mittwochs-Sitzungen bestehenden Geschäftsordnung gemäß um 6 Uhr vertagt.

London, 2. Februar. Unterhaus. Da die Debatte um 9½ Uhr noch fortdauerte, erklärte der Sprecher, er könne die Fortsetzung der Berathung nicht gestatten. Nach einer sehr heftigen Scene genehmigte die Kammer mit 164 gegen 19 Stimmen die Einbringung des Forster'schen Gesetzentwurfs, welcher alsdann die erste Lesung passirte. Die Home Ruler-Partei verließ in großer Anzahl das Haus. Die zweite Lesung wurde auf heute Mittag vertagt.

Petersburg, 2. Februar. Gegenüber einem sehr pessimistisch gehaltenen Artikel der „Neuen Zeit" über eine angebliche Hungersnoth in der Provinz Samara bemerkt die „Agence Russe", daß in einigen Provinzen Südost Rußlands im letzten Jahre die Ernte allerdings schlecht gewesen sei. Derartiges werde aber in einem Reiche von der Ausdehnung Rußlands immer vorkommen, da es unmöglich sei, daß stets überall gleich gute Ernten erzielt würden. Die Regierung habe übrigens außer den durch die Lokalverwaltungen vertheilten Vorschüssen unverzüglich für die Provinz Samara allein 5 Millionen Rubel zum Ankauf von Saatkorn und zur Hülfeleistung gesandt, wovon eine Million für öffentliche Arbeiten bestimmt worden seien. Auch seien von den 7 Distrikten der Provinz Samara nur zwei besonders von der schlechten Ernte betroffen worden.

Petersburg, 2. Februar. Die „Agence Russe" hebt gegenüber den Auslassungen des „Memorial diplomatique" hervor, daß die englische Regierung in ihrer Antwort an die Pforte keine besonderen Bedingungen stelle, sondern ebenso wie Rußland und die übrigen Mächte die vorgeschlagenen Unterhandlungen als ein Anzeichen dafür ansehe, daß die Pforte über die im Oktober gemachten Propositionen hinausgehen und sich den Beschlüssen der Berliner Konferenz nähern wolle. Die Mächte würden zu prüfen haben, ob ein Kompromiß möglich sei, welcher Griechenland zur Annahme empfohlen werden könnte.

Die Mächte hätten sich die ihren Botschaftern gegebenen Instruktionen gegenseitig mitgetheilt. Wenn auch beträchtliche türkische Streitkräfte nach der Grenze gesandt worden seien, so sei doch zu hoffen, daß weder Griechenland noch die Türkei die Verantwortung für den Beginn von Feindseligkeiten und den Abbruch der Verhandlungen der europäischen Mächte werde auf sich laden wollen.

Newyork, 2. Februar. Ein großer Theil des Landes ist von heftigen Schneestürmen und starker Kälte heimgesucht, die Schifffahrt im Newyorker Hafen ist durch das Eis gehindert, einige Eisenbahnlinien im Westen sind in Folge des starken Schneefalles außer Betrieb. In Kalifornien dauern die Regengüsse fort und wird die Ernte, wenn das Wasser sich nicht rasch verläuft, schwer geschädigt werden.

atla